

Sarah Schmidt

# Eine Tonne für Frau Scholz

Nina Krone wohnt im letzten unsanierten Mietshaus der Gegend, klar, dass man hier noch mit Kohle heizt. Und keiner der Nachbarn ist unter 50 Jahre alt ... Ihre Nachbarin Frau Scholz trägt ihr Leiden an der Welt demonstrativ vor sich her, besonders beim Kohleschleppen. Eines Tages kann Nina es nicht mehr ertragen und beginnt, der alten Dame jeden Tag einen Eimer Kohle vor die Tür zu stellen. Doch auch Nina hat ihr Päckchen zu tragen: Ihre Arbeit frustriert sie, ihr Chef wird immer seltsamer, sie steckt in einer Sinnkrise. Zu allem Überfluss konfrontiert ihr Sohn Rafi sie mit der Nachricht, dass er und sein Freund zusammen mit einem lesbischen Pärchen ein Kind bekommen möchten. Ihre Tochter Ella wiederum wirkt so diszipliniert und nur auf ihr berufliches Fortkommen fixiert, geradezu unheimlich ...

Ein wunderbarer, witziger Roman über eine Freundschaft zwischen den Generationen und eine Familie, die aus den Fugen gerät.

*Sarah Schmidt* wurde 1965 in Dinslaken am Niederrhein geboren und zog 1976 mit der Familie nach Westberlin. Seit 1981 lebt sie in Kreuzberg und arbeitet seit 1994 als Autorin. Von 1995 an gehört sie als Stammmitglied zum »Frühschoppen«, der ersten Lesebühne Deutschlands. 2003 erhielt sie das Autorenstipendium des Rowohlt-Ledig-Houses, New York. Sie veröffentlicht regelmäßig Texte in Anthologien und Zeitschriften. 2006 hatte ihr Theaterstück über Billie Holiday »Strange Fruit« Premiere. Im Verbrecher Verlag erschienen der Roman »Dann machen wir's uns eben selber« (2004) und die Erzählbände »Bad Dates« (2007) und »Bitte nicht freundlich« (2010).  
Siehe auch: [www.sarah-schmidt.de](http://www.sarah-schmidt.de)

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2014  
www.verbrecherei.de  
© Verbrecher Verlag 2014

Lektorat: Kristina Wengorz  
Grafik: Katharina Greve  
Satz: Christian Walter  
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-943167-78-8

Printed in Germany

Der Verlag dankt Stefanie Gimmerthal.

GERÜCHTEN ZUFOLGE ist der Besitzer des Hauses, in dem wir wohnen, ein älterer Herr, der in einer anderen Stadt lebt. Genaueres weiß niemand und darum hoffen wir, dass er uns einfach vergessen hat, vielleicht ist er auch dement, das wäre herrlich. Das Haus steht wie ein mürbe gewordener Fels zwischen anderen mit frisch gestrichenen Fassaden und ausgebauten Dachgeschoss-Eigentumswohnungen. Es ist schon lange keine Schönheit mehr, die Hausverwaltung bleibt untätig, überall platzt der Putz ab, das Erdgeschoss ist feucht, an den Wänden blühen Schimmelblasen, die Keller riechen muffig, und wir heizen noch mit unseren Kachelöfen.

Das ist in der Stadt so selten geworden, dass die vergangenen drei Kohlenlieferungen von Journalisten begleitet wurden, zuerst kamen servile Japaner, dann schweigsame Schweden, in diesem Jahr agile Italiener. Sie schreiben für Magazine in aller Welt Reportagen, die mit pittoresken Fotos bebildert sind. Die Journalisten bestaunten uns, als wären wir vom Aussterben bedrohte Tiere. Mit einer Mischung aus Bewunderung und Mitleid schauten sie in den Hinterhof, der hässlich, eng und lichtlos ist. Zwei Kastanien, die sich gegenseitig stützen, sechs Mülltonnen, ein Fahrradständer, eine Teppichklopfstange und an der Brandmauer hängt ein altes Schild, auf

dem »Das Spielen auf dem Hof ist verboten!« zu lesen ist. Es fehlen nur dreckige Kinder in Schürzen und mit nackten Füßen, die einen Leierkastenmann mit einem Äffchen oder einen Scherenschleifer mit Kaiser-Wilhelm-Schnauzbart umringen, um das nostalgische Bild zu komplettieren.

Nur wohnen hier keine Kinder. Hier lebt stattdessen die Kriegsgeneration, obwohl unsere Nachbarn, wenn man es nachrechnet, allenfalls in der Hitlerjugend gewesen sein können; sie wirken wie Überbleibsel einer fernen Welt, in der Trümmerfrauen und Russlandheimkehrer das Stadtbild dominierten. Zwei Frauen tragen immer Kittel, die eine ist in der Wohnung, in der sie heute noch lebt, geboren. Unvorstellbar. Ihre Ehemänner schlüpfen nur im Winter in Kittel. Manchmal denke ich, die vier werden vom Fremdenverkehrsamt bezahlt, diese längst vergessene Tracht vorzuführen, doch zu uns verirren sich keine Touristen, die das goutieren könnten. Beide Paare wirken so alt, dass ich nicht schätzen kann, ob sie siebzig oder neunzig sind. Ich bin sicher, dass sie in ihren Wohnungen so gut wie keinen Müll haben. Alles kann noch für irgendetwas benutzt werden und so wird aus einer löchrigen Unterhose ein Lappen, erst für die Küchenflächen, danach fürs Klo, dann für den Fußboden, und wenn sie sogar dazu nicht mehr taugt, legt man sie im Winter zwischen die Doppelfenster zu den anderen aussortierten Fetzen, damit der Ostwind nicht so in die Stube hinein pfeift.

Wir grüßen uns unverbindlich freundlich, manchmal führen wir ein kleines Gespräch, über ein Ärgernis: das Treppenhaus wurde diese Woche nicht geputzt, oder die Müllabfuhr hat die Tonnen auf dem Gehweg stehen lassen, statt sie in den Hof zu bringen. Und warum stand der Krankenwagen gestern vor der Tür? Um einen der Alten abzuholen. Doch die kommen stets nach einigen Tagen zurück, dann erkundigt man sich, und es war das Herz oder der Kreislauf oder das offene Bein, und dann tragen sie für einige

Zeit eine Sauerstoffpatrone auf dem Arm oder humpeln auf Krücken und haben ein blaues Auge. Nach kurzer Zeit vergessen sie, was passiert war und alles ist wie zuvor.

Auch Frau Scholz wohnt im Haus, in der Wohnung unter unserer. Sie ist im gleichen Alter wie die Veteranen, sie trägt kurz geschnittene graue Haare, in ihrem ausrasierten Nacken stauchen sich zwei Speckfalten, und sie riecht ein bisschen, aber nicht nach Urin, eher nach Mittagessen von gestern. In der Regel bemüht sie sich, mich zu übersehen, nicht mal das allgemein übliche kurze Lächeln bringt ihr altes Gesicht zustande. Meist trägt sie einen Eimer, im Sommer mit Müll, im Winter entweder mit Asche oder Briketts gefüllt. Sie schleppt an allem gleich schwer, und ihr Rücken ist gebeugt, egal, ob der Eimer gefüllt oder leer ist. Auf jedem Absatz verschnauft sie und nimmt die nächsten zwölf Stufen erst in Augenschein und dann in Angriff. Zwei-, dreimal hatte ich ihr Hilfe angeboten, jedes Mal hatte sie mürrisch den Kopf geschüttelt. Dann eben nicht.

Alles an ihr ist eine Anklage. Ihr Aussehen, ihr Geruch, ihr Gang, ihr Gesichtsausdruck. Eine Anklage gegen das Leben an sich. Anstatt laut darauf zu schimpfen, hat sie sich für die weibliche Klageform entschieden, den stillen giftigen Vorwurf. Den finde ich noch unerträglicher. »Ach, es geht schon«, scheint sie ständig zu sagen, obwohl sie »Nein, gar nichts geht, alles ist grässlich ungerecht«, meint. Sie fällt einem sofort auf die Nerven.

»Hallo, Frau Scholz.«

»Ja.«

»Ist wieder ganz schön kalt, was!«

» — «

Okay, das war eine dämliche Feststellung, aber nicht dämlicher als alles andere, was im Hausflur gesprochen wurde: Das Wetter ist

toll oder schlimm, der Regen war lange überfällig oder soll endlich aufhören, was ist das nur für ein Sommer, die Blumen haben dieses Jahr Blattläuse, und das Eis auf dem Gehweg wird nicht mehr weggemacht, wie gefährlich ist das, und die Kastanien sind schon im Mai voll von Miniermotten, und ich muss dann mal weiter, morgen kommt der Schornsteinfeger, und die Tomaten auf dem Balkon sind dieses Jahr besonders blühfreudig. Na dann, auf Wiedersehen, bitte schließen Sie den Keller ab, man hört doch so viel von Einbrechern. Ja, ja, selber.

Der erste Raureif in diesem Jahr hatte sich über Nacht auf die Dächer gelegt. Ich saß auf meinem Stuhl am Schreibtisch, obwohl ich nichts zu schreiben hatte, ich saß dort einfach gerne. Ich legte die Beine auf die kühle Tischplatte, sah, wie die bleiche Sonne die Kälte von den Schindeln zu vertreiben versuchte, und beobachtete meinen Mann, der mit einer Biene kämpfte. Er lehnte sich mit aller Kraft gegen die Balkontür, um einer werdenden Bienenkönigin, die für ihren Staat ein Winterquartier in dem kleinen Spalt zwischen den Holztüren suchte und die immer wütender wieder und wieder an die Scheibe flog, den Eintritt zu verwehren. Ich hörte den Aufprall ihres Körpers auf dem Glas und sah, wie Fritz sich jedes Mal fester von innen dagegen stemmte, als wäre die Biene ein ernst zu nehmender Angreifer, fast gleich stark. So lächerlich und absurd es einem Fremden erscheinen könnte, wie sich ein Mann in seinen späten Vierzigern einer kleinen Biene entgegenstellte: Es war immerhin nicht irgendeine Tür, die er da verteidigte, es war unsere gemeinsame Tür, in unserer gemeinsamen Wohnung, dem Mittelpunkt unseres gemeinsamen Lebens. Ich blickte auf, Fritz rüttelte noch ein letztes Mal an der Tür, die Biene war weitergeflogen, und Fritz verschwand zufrieden summend in die Küche, wo er die Spülmaschine ausräumte.

Erst lachte ich über ihn, dann wurde ich von großer Zärtlichkeit und Dankbarkeit ergriffen. Mann hält Tür zu. Ist es das, was übrig bleibt, nach einer langen Zeit des Zusammenlebens?

Fritz und ich sind acht Jahre verheiratet, seit zwölf Jahren wohnen wir zusammen. Warum wir geheiratet haben, weiß ich nicht genau, es lag nicht an den Steuern, dazu verdienten wir zu wenig, es war nicht wegen der Romantik, ich hatte nie von einer Märchenhochzeit geträumt, auch als Kind nicht. Vielleicht, weil man in unserem Alter sonst nicht so oft feiert und eine Hochzeit ein guter Anlass dafür war. Es gab keinen Antrag, kein Niederknien, keine Rosen, kein Überraschungsabendessen, das in solchen Fällen immer ein Dinner ist, ein Candle-Light-Dinner, keinen Ring, der in der Schokoladen-Mousse versteckt war, keine mit Freunden heimlich einstudierte Tanz-Choreografie, wie ich sie mir manchmal auf YouTube ansehe. Das alles wäre ein Grund zum Neinsagen gewesen. Ich kann mich nicht einmal an den Moment erinnern, in dem wir uns dazu entschieden hatten. Als die Heirat beschlossen war, hatte ich darüber nachgedacht, meinen Nachnamen zu ändern, aber der von Fritz ist auch nicht schöner, origineller oder erhaltenswerter als meiner, und mir fiel keine Situation ein, in der ein gemeinsamer Name von Vorteil wäre, außer eine Szene im Krieg: Er säße schon in einem UNO-Flüchtlingslager und ich müsste vor den Toren um Einlass betteln. Ein solch überraschender Krieg kam mir aber unwahrscheinlich vor, und wenn, dann würde mir schon etwas anderes einfallen, ich könnte lügen, Geld oder Sex anbieten, um zu ihm zu kommen. So sind wir halt einfach verheiratet, meine Kinder und ich tragen den einen Namen, Fritz den anderen.

Ich habe den Eindruck, als würde ich Fritz nicht besonders gut kennen. Immer sehe ich nur mich in seinen Augen, und vielleicht

geht es ihm genauso, er kann es nur besser verbergen. Natürlich weiß ich um seine Gewohnheiten, seine Vorlieben, also etwa, dass er sich morgens immer einen Toast mit Nutella schmiert, den er aber nur zur Hälfte isst, welche Geräusche er vor dem Einschlafen von sich gibt, dass er seinen linken Socken zuerst anzieht, aber ich gebe mir zu wenig Mühe, daraus seine Persönlichkeit zusammenzusetzen, ich liebe ihn einfach so. Mir genügen die kleinen Einzelteile, die ich sehe. Wenn wir uns streiten, fasst er in einem Rundumschlag meinen Charakter zusammen, will mir erklären, warum ich so und nicht anders argumentieren kann, dass er mich durchschaut und versteht, sich aber trotzdem darüber ärgert. Ich finde mich in diesen Analysen wieder und bleibe erstaunt über seine Fähigkeit, die einzelnen Aspekte zu einem Ganzen zu verbinden. Ich könnte das nicht, zum Glück stellt er mir auch niemals idiotische Fragen wie: Was liebst du an mir besonders? Was kannst du nicht leiden? Ich mache das. Manchmal frage ich ihn sogar, was er gerade denkt, und er antwortet mir ernsthaft. Das reicht, um ihn zu lieben, alles andere ist ein Geschenk. Etwa, dass er mich zum Lachen bringen kann, und wie er mit den Kindern umgeht, und dass er Bücher liest, viel gnadenloser als ich, er kann nach dreißig, vierzig Seiten aufhören, wenn ihm etwas nicht gefällt, ich muss jedes Buch zu Ende lesen, immer bekommt es noch eine Chance und noch eine, vielleicht ist das alles Absicht, eine Finte des Autors, und wenn ich erst über die Mitte eines Buches hinaus bin, dann wird mich die Idee vom Hocker hauen. Fritz liegt fast immer richtig mit seinem rigorosen Beiseiteschieben.

Er hat einen schönen Körper, obwohl er Sport verabscheut, und wenn er nackt ist, stößt mich nichts ab. Die Hüften sind weicher, der Rücken haariger als früher, doch er passt noch ziemlich gut in diesen Körper hinein.

Wir sind in der Stadt geboren, das ist immer ein Pluspunkt. »Oh, ein Eingeborener, so etwas gibt es doch gar nicht«, sagen die Leute dann, nachdem sie sich zuvor vergewissert haben, dass wir sie richtig verstanden hatten. »Wo kommst du her?«, fragen sie, und wenn man es sagt, wird nachgefragt: »Ich meine, wo bist du geboren?« Von allen. Immer.

Wir sind eher Intellektuelle als Angestellte, haben in den Achtzigerjahren Häuser besetzt oder Besetzer unterstützt, waren gegen Thatcher und Kohl und für Punkrock, wir lesen, gehen ins Theater und früher zu Konzerten von Madonna, Björk und den Fugees, wir sind Feministen und -Innen, wir haben mit ziemlich vielen Menschen geschlafen, sind in den Neunzigern in Clubs tanzen gegangen; die Zeit ist uns zu spießig und brand eins zu doof, wir wohnen zwischen Schwulen, Vegetariern, spanischen Hippies und Schauspielern, wir glauben nicht an die Rentenversicherung und wissen, dass in den kommenden Jahren alles zusammenbrechen wird, der Kapitalismus, der Sozialstaat, die Weltwirtschaft, der Euro, und wenn wir alt sind, werden wir zahnlos auf der Straße sitzen, weil es bald keine Krankenversicherung mehr gibt, die wir bezahlen können, und die Zustände in verlotterten Altersheimen um 2010 herum werden nur noch paradisische Vergangenheit sein.

Darum macht mich alles so wütend. Weil wir trotzdem so klein geworden sind. Es ist mir unerträglich, genau wie mein Lamentieren darüber. Ich drehe mich im Kreis, weil ich alles weiß, davon wird es kein bisschen besser, aber ich kann nicht anders, als ständig zu überlegen, was eigentlich falsch gelaufen ist. Ist überhaupt irgendwas falsch gelaufen?

Ziemlich viele Abende verbringen wir einfach vor dem Fernseher. Was nicht schlimm ist, wir kennen alles, was draußen los ist, und sind müde davon. Sorgen macht mir die Zufriedenheit, mit der ich auch nach dem dritten oder sechsten Abend, den wir zu Hause

verbracht haben, ins Bett gehe, anstatt nervös zu werden, unruhig, nörgelig. Sich in der Nacht zu verlieren, ist so unwichtig geworden, furchtbar. Weil man zu viele Arten von Ekstase kennt und – was ich früher niemals geglaubt hätte – sich jeder Rausch abnutzt und schal wird, weil die Drogen nicht mehr wirken. Als Fritz und ich das letzte Mal gekokst haben, sind wir eine Stunde später schlafen gegangen. Schlafen! Das Kokain war nicht schuld daran, wir waren es, in denen nichts mehr drin ist, was aufgeputzt werden könnte.

Eine echte, gute Droge für Leute über vierzig, die müsste gefunden werden. Eine, die mich rücksichtslos überrennt, die Spaß macht und die Menschen nicht wie Crystal Meth oder Tilidin in gefühllose Hardcore-Zombies verwandelt. Damals, das Ecstasy, das hat uns noch mal fünf, sechs Jahre geschenkt, in denen wir uns hingeben konnten: der Musik, den wunderbaren, liebenswerten Menschen um uns herum, die man alle umarmen wollte, oder den Farben der Ampeln. Hast du schon mal ein schöneres Grün gesehen? Und das Rot, schau mal, toll, oder?

Vorbei. Heute feiert der eine Teil unserer Bekannten bald silberne Hochzeit oder, wenn sie nicht verheiratet sind, den 20. Jahrestag, der andere Teil hat es nicht geschafft oder gewollt, Beziehungen zu führen, die länger als drei, vier Jahre dauern. Sowohl in der einen als auch der anderen Gruppe sind nur wenige übrig geblieben, die nicht neurotisch oder langweilig sind.

Die Paare bestätigen alles, was gegen das Zusammenwohnen spricht. Ihre Wohnungen sind furchtbar, ihre Kleidung kann ich nur ablehnen, und dieses Eingerichtetsein im eigenen Leben finde ich abstoßend. Bei den Beziehungslosen sind die Frauen in der Überzahl. Frauen über vierzig, die nicht mit einem anderen Menschen zusammenleben müssen, sind schwer zu ertragen. Ihre Verzweiflung lässt sie schlecht riechen. Dass die meisten sich tatsäch-

lich mit Zumba oder Esoterik im weitesten Sinne beschäftigen, also mit Engeln, Feen, Katzenpsychologie, Sternkonstellationen und Buddhismus, lässt mich an ihrem Verstand zweifeln. Die vereinsamten Männer sind nicht besser, wir kennen nur weniger, weil die direkt auf den ersten Blick zu fett, zu schmierig, zu dumm wirken. Zwischen diesen Polen leben die Schwulen – bei denen sind auch die Älteren akzeptabel –, ein paar Frauen mit Humor und wir. Nicht einsam, nicht zufrieden, zu verheiratet für die einen und zu arrogant für die anderen.

Meine Eltern gaben sich am Ende jeden Tages drei Küsse. Nie zwei oder vier oder überhaupt keinen, nein, immer drei. Küss, Küss, Küss. Immer auf den Mund. Schmatz, Schmatz, Schmatz. Und gute Nacht, meine Liebe. Egal, was den Tag über passiert war, Streit oder Vorwürfe, egal, ob sie gefeiert hatten, den Kaufvertrag für ein Haus unterschrieben, ein neues Kind geboren wurde, egal, womit die vergangenen vierundzwanzig Stunden gefüllt waren, jeder einzelne Tag wurde mit drei Küssen weggewischt und vergessen. Der nächste war ein neuer Tag, und auch diesen machten sie abends mit Küssen ungeschehen. Einmal oder viele Male – das weiß ich nicht mehr genau, weil sich meine Erinnerungen vermischen mit Fantasien, wie alles auch hätte sein können, mit Erzählungen und mit Fotos aus alten Alben, mit gelesenen Büchern und den Geschichten anderer Familien, so lange, bis ich nicht mehr unterscheiden kann, was meines ist und was nicht – offenbarte mir meine Mutter, diese dumme Küsserei sei das alleinige Geheimnis eines glücklichen Zusammenlebens. Man müsse abends ohne Groll schlafen gehen, gleichgültig, wie der Tag verlaufen war, das wäre im Großen und Ganzen schon alles, was es zur Ehe zu sagen gebe. Höchstens noch, dass der Mann wichtiger ist als die Kinder, die kommen und gehen, nur der Mann bleibt. Wenn alles gut geht. Alles andere könne man